

Laudatio Essaywettbewerb 2021

Kann es einen wirklichen Dialog über theologische Themen geben? Kann man über traditionell, aber auch existenziell tief verankerte Glaubensüberzeugungen tatsächlich ernsthaft mit Menschen anderen Glaubens sprechen? Ist es nicht besser, sich auf die Verbesserung des alltäglichen Zusammenlebens oder auf gemeinsame soziale Ziele zu beschränken? Diese Skepsis ist nicht banal und wird besonders in den Kontexten gestellt, in denen die Neugier des ersten Kennenlernens und des ersten Interesses an einer exotisch anderen Glaubensüberzeugung verfliegen oder durch Konflikte ernsthaft gefährdet ist. Sie weist darauf hin, dass ein theologischer oder auch ein wirklich existenzieller Dialog nur dann sinnvoll ist, wenn alle Teilnehmenden bereit sind, sich persönlich und in ihren Glaubensüberzeugungen verändern zu lassen. Transformation wird so zur anspruchsvollsten Dimension des interreligiösen Dialogs. Umgekehrt wird deutlich: Transformation ist mehr als nur eine oberflächliche Begeisterung für Vielfalt, Fortschritt oder Innovation. Es ist ein langsamer Prozess, der Bewegung in festgefügte Positionen bringt und der der Versuchung widersteht, Identität durch klare Abgrenzung zu erreichen. Zentral geht er mit der Bereitschaft einher, Uneindeutigkeit und Unklarheit auszuhalten. Damit ist man mitten bei den Preisträgerinnen des heutigen Abends angelangt: Wenn man nach einem verbindenden Thema aller drei ausgezeichneten und nun zu würdigenden Essays sucht, so ist es dies: Alle drei reflektieren in jeweils eigener Weise die Umstände, unter denen Transformation geschehen kann und würdigen Orte, an denen sie geschieht.

Ein ausgezeichnete Ort sind die muslimisch-christlichen Werkwochen in Jerusalem. Zusammen mit der Reflexion der Erfahrung, vor einigen Jahren aus Rußland zum Studium der nach Deutschland gekommen zu sein, stellen sie den Hintergrund von **Emilia Beybutovas** Überlegungen zur „Rolle der Ambiguität im interreligiösen Dialog“ dar. Ein echtes Münsteraner Thema der Münsteraner Studentin der Islamischen Theologie und Kommunikationswissenschaft, das vor allem durch die durchdachte persönliche Herangehensweise besticht. Kann „ich als Muslimin ‚Amen‘ beim Gebet“ mit den christlichen Studierende sagen (4), fragt sie sich und formuliert damit gleichsam den spirituellen Ernstfall. So ist für sie Ambiguität kein entspanntes Lob der Vielfalt. Immer wieder thematisiert Beybutova die mögliche Überforderung durch Vieldeutigkeit und die herausfordernde Erfahrung von Fremdheit: „Dieses fremde Gefühl bleibt ungeklärt, nicht eindeutig, nicht zuordnungsfähig und lässt sich nicht definieren. Dieses Phänomen heißt Ambiguität“ (3). Und zugleich birgt die Amiguitätserfahrung für Beybutova in dreierlei Hinsicht eine echte Chance für den interreligiösen Dialog: Ambiguität fördert Toleranz als wirklichen Respekt vor dem Anderssein, Ambiguität überwindet die Schwarz-Weiß-Denkweise und erweitert Denk- und Handlungsoptionen, und Ambiguität verhilft zu einem tieferen Verständnis religiöser Phänomene. Hier deutet sich an, dass Ambiguität vielleicht sogar in der Gotteserfahrung selbst gründet – ein Motiv, das der Essay von Larissa Gniffke vertiefen wird. So fordert Emilia Beybutova, die Aufgabe der Theolog*innen bestehe darin, „die Ambiguität zu erkennen und zu

fördern“ (7). Damit treten sie gegen allen religiösen Separatismus an und zielen auf ein wirkliches transformatives Lernen im interreligiösen Dialog. Dass Emilia Beybutova dieses nicht nur abstrakt fordert, sondern auch ihre eigenen Herausforderungen und die Transformation ihrer eigenen Perspektiven einbringt, dafür ist ihr der dritte Preis im Essaywettbewerb zuerkannt worden.

Während in dem Essay von Emilia Beybutova die Erfahrung der Transformation im Hintergrund ihrer Auseinandersetzung mit dem Ambiguitätsbegriff stehen, widmet sich der innovative Essay von **Henriette Jung** unmittelbar einem höchst dynamischen und sich stets verändernden Feld zu: „Digitaler Dialog. Muslimische und christliche Inhalte in sozialen Netzwerken.“ Wird das Dialoggeschehen in Fortführung des dialogischen Personalismus zumeist als eine unmittelbar physische, dauerhafte Gesprächssituation konzipiert, oft idealisiert in Anlehnung an existenzielle Zweierbeziehungen, so wendet sich die Studentin des Kombinationsbachelors evangelische und islamische Theologie aus Berlin viel fließenderen, räumlich und zeitlich versetzten, „parasozialen“ Beziehungen von Influencer*innen und Abonent*innen zu. Sie untersucht exemplarische Formate auf Youtube und noch einmal eigens die Verwendung von Memes und Emojis mit religiösem Inhalt. Ihr großes Verdienst ist es, das Thema Religion und soziale Medien einmal nicht unter dem sicherheitspolitischen Blickwinkel der Radikalisierung und der Prävention anzugehen - zumindest nicht ausschließlich, denn ein kurzer Absatz findet sich auch zu diesem Thema - sondern im Blick auf gelebte Religiosität, individuellen Selbsta Ausdruck, innovative Sprach- und Zeichenformen und vor allem den Humor. Gleich in doppelter Hinsicht schenkt Henriette Jung ihre Aufmerksamkeit damit also Grenzgänger*innen, denn einerseits sind die Akteur*innen weder durch institutionelle Repräsentation noch durch religiöse Expertise abgesichert – oder eingegrenzt -, zum anderen sind religiöse Inhalte in der medialen Welt strukturell marginalisiert. Es geht also um religiöse Selbstermächtigung und so lautet ihr schöner Schlusssatz: „Bei den hier gezeigten Beispielen geht es um Laienfrömmigkeit, um Aufklärung, um die Spiritualität von Privatpersonen, um Spaß an Religion im Alltag. Wie ich finde, eine wunderbare Chance.“ (9)

In interessanter und auch ernüchternder Weise zeigt der Essay, wie sich die Unterschiede der Religionsgemeinschaften auch in dem nicht-institutionellen Bereich der Sinnfluencer*innen spiegeln: So sind die Formate evangelischer Herkunft eher demokratisch-dezentral-netzwerkartig organisiert und liberal ausgerichtet (allerdings werden die evangelikal-konservativen Formate auch unter „radikal“ abgehandelt), die katholischen sind eher strukturiert und institutionenorientiert, während die muslimischen Angebote, bei denen Modebloggerinnen und Talkshowhost-Formate in den Blick kommen, prägnant individuell auftreten. Zudem, so Henriette Jung, sind muslimische Abonent*innen deutlich aktiver und geben mehr feedback: „Muslimische Kommentarsektionen stehen dagegen im lebendigen, passionierten Dialog. Es wird kritisiert, angefeuert, es werden Antwortvideos gedreht, es brechen theologische Grundsatzdiskussionen aus, wenn jemand dem Gezeigten nicht zustimmt.

Eine durchaus inspirierende Resonanz, gegen die das christliche Internet etwas müde wirkt.“ (6) In einem zweiten Anlauf widmet sich der Essay dem Humor – also gerade nicht der höchstmöglichen, durchaus inszenierten persönlichen Authentizität, sondern dem Spiel mit Rollen. Die Datteltäter kommen in den Blick, aber auch Memes, also montierte, rekontextualisierte Bilder. Beides sind perfekte Medien, um individuelles religiöses Erleben in Alltagsproblemen darzustellen und die Selbsterkenntnis, die sogleich Larissa Gniffke wichtig sein wird, als amüsierte Selbstwiedererkennung zu bieten. Ein abschließender Smiley-Blick auf die Emojis stellt eine religiöse Pluralisierung fest – ein „wahres Bilderbuch religiöser Vielfalt“ (9).

Die Autorin hat dabei durchaus ein realistisches Bild des Adressat*innenkreises ihres Essays, nämlich älteren medial-analphabetischen Gutenberggeneration– und dies pflegt sie mit bewundernswert nachsichtiger Rücksicht: „Ich werde eine gewisse Kenntnis diverser Plattformen und ihrer Dynamiken voraussetzen, der geneigte Leser, dem das Thema fremd ist, hat vielleicht jüngere Familienmitglieder, die ihm Fragen beantworten können. Im Besten Fall wissen Sie nach der Lektüre besser, was die Jugend von heute so umtreibt.“ (1) Wirklich bereichert und mit großer Freude erkennt die leicht überalterte Jury Frau Henriette Jung den zweiten Preis des Essaywettbewerbes zu.

Den ersten Preis darf nun konträr zum Titel durchaus mit Stolz **Larissa Gniffke** entgegennehmen, die mit der sokratischen Maxime „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ über die „Epistemische Demut als Diskurstugend im christlich-islamischen Dialog“ geschrieben hat. Der kluge und gut strukturierte Essay der Masterstudentin der Philosophie, Religion und Kultur, ebenfalls aus Berlin, aber mit fränkischer Vorgeschichte, findet seine Originalität in der Verbindung des sokratischen mit dem interreligiösen Dialog. Dabei betrachtet sie den sokratischen Dialog zunächst durchaus mit kritischer Skepsis, sieht sie in ihm doch die Gefahr einer epistemischen Überlegenheit. Die Betonung der Unwissenheit alleine bewahrt noch nicht vor der Asymmetrie. Diese sieht Gniffke im Verhältnis zwischen dem vermeintlich wissenden, aber im Dialog seines Nichtwissens überführten Alkibiades und dem sich seines Nichtwissens bewussten und damit überlegen wissenden Sokrates gegeben. Das Bewusstsein der Begrenztheit des Wissens macht also noch keinen Dialog. Hierzu bedarf es einer Transformation der Unwissenheit in eine tiefere, existenzielle Haltung, die Gniffke mit der epistemischen Demut anzielt. Diese epistemische Demut gründet sie in der Unverfügbarkeit Gottes. Die „Unmöglichkeit, Gott zur Sprache zu bringen“ (2) verbindet die Religionen genauso wie der unausweichliche Anspruch, von Gott zu reden. So ist die berühmte Formulierung Karl Barths durchaus eine Beschreibung der interreligiösen Situation: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können wissen und eben damit Gott die Ehre geben.“ (3) Auch wenn sich dem frühen Barth womöglich die Nackenhaare aufstellen würden, trennt die Unverfügbarkeit Gottes die Religionen nicht, sondern führt sie zusammen. Sie befinden sich,

so könnte es man mit dem Barthkenner Michael Weinrich sagen, in der Situation „gemeinsamer Verlegenheit“.

Entscheidend ist hierbei, so stellt es Gniffke heraus, dass die Unverfügbarkeit Gottes zur existenziellen Selbsterkenntnis führt. Die konstitutive Unwissenheit ist nun nicht mehr Überlegenheitsgestus gegenüber denen, die im bloßen Schein des Wissens leben, sondern wird zu einem Motor der Neugierde gegenüber dem, was der*die Andere zu sagen hat. Selbsterkenntnis und wirkliches Interesse am anderen hängen deshalb für Gniffke zusammen. Von hierher unternimmt Gniffke eine existenzielle Relecture des sokratischen Dialogs: Der Dialog dient nicht einfachhin der Zerstörung des Scheins und der Überprüfung von gegenständlichem Wissen, sondern der Aufhebung der Täuschung über sich selbst, der existenziellen Selbsterkenntnis: „Die Erkenntnis, zu der Sokrates Alkibiades verhelfen möchte, ist nicht eine darüber, was Gerechtigkeit oder Nützlichkeit ist, sondern die Einsicht darin, dass Alkibiades sich über sich selbst täuscht, wenn er annimmt, dass er weiß, was diese Dinge sind. Dem jungen Alkibiades im platonischen Dialog fehlt es nicht etwa an gegenständlichem Wissen, sondern an Selbsterkenntnis.“ (5) Damit wird der asymmetrische Dialog des überlegenen Nichtwissens in einen echten Dialog epistemischer Demut verwandelt, in dem der Eine die Andere braucht. Und so zielt der Essay Larissa Gniffkes mit ihren eigenen Worten auf eine „transformative Bildungserfahrung“ (2). Für das Durchdenken dieser und für ihre vertiefte Klärung des Dialogbegriffs aus der Analyse des platonischen Dialogs sei ihr der erste Preis zuerkannt.

Will man nun die gemeinsame Intention der Essays noch einmal auf eine Formulierung bringen, so kann man auf einen Buchtitel aus der beeindruckenden Literaturliste von Larissa Gniffke zurückkommen und ihn mit Emilia Beybutovas Aufmerksamkeit für Ambiguität – und gerne auch mit dem Jung'schen Sinn für Humor – lesen: Käte Meyer-Drawe: Vom anderen lernen. So möge es sein. Dass das Lernen vom Anderen auch wirklich zu einem anderen Lernen führt, jenseits bloßes Besserwissens und reiner Informationsgewinnung. Dafür steht der Essaywettbewerb und dafür sei allen Autor*innen, den Preisgekrönten aber auch allen anderen, die sich der Mühe der Teilnahme unterzogen haben, gedankt.